

# Von der



Wer hier auf der Bühne steht ist unter 18 und will zumindest in der Zeitung anonym bleiben. Straßenkinder fürchten oft den Zugriff ihrer Eltern und auch das Jugendamt



# Darkbank auf die Bühne

## REPORTAGE

Ein Theaterprojekt mit Straßenkindern in Berlin endet mit reichlich Applaus – und oft neuen Perspektiven für ein anderes Leben

TEXT: ELISABETH  
HUSSENDÖRFER

**I**ch hab eine Kreuzfahrt gewonnen!“ Cara steht da und grinst. Das Grinsen ist breit, aber drückt es Begeisterung aus? Die 15-Jährige probt für ein Theaterstück. „Du musst dich mehr freuen. Dein ganzer Körper kann dieses Gefühl zeigen“, sagt Margarethe Riefenthaler, die bei „Whisky und Brot“ Regie führt und das Stück von Gestrandeten auf einer Insel auch geschrieben hat. Die Wienerin, die selbst auf Bühnen stand, macht es vor. Hüpf, kreischt, trippelt. „Das bring ich nicht“, mault Cara, „hey, ich hab bis eben noch gepennt.“

Margarethe Riefenthaler ist im Zwiespalt: Sie will alles aus Cara herausholen, sie motivieren, die Stelle mit mehr Euphorie zu spielen. Aber sie weiß auch, dass sie sich dabei auf einem schmalen Grat bewegt, dass Jugendliche wie Cara neben Antrieb vor allem Verständnis brauchen. Dass Druck und Erwartung nicht zu hoch sein dürfen. „Ja klar, die Drogen, ich versteh schon, die wirken, machen dich matt“, sagt die Mittsechzigerin. Als sei es das Normalste der Welt, dass 15-Jährige am Nachmittag Nachwirkungen von Rauschzuständen zeigen.

„Mal hier, mal da“, wird Cara später auf die Frage antworten, wo sie denn „pennen“ würde. Bis mittags im Bett liegen oder auch länger, das ist in diesem Umfeld Alltag. Von den zehn 13- bis 17-Jährigen, die mittwochs, freitags und sonntags zum Proben in die Baracken in der Berliner Fasanenstraße kommen, meistens jedenfalls, leben viele in den Tag hinein. „Whisky und Brot“ ist nämlich ein Projekt für Straßenjugendliche mit dem Ziel: über den Spaß an der Schauspielerei an die Jugendlichen heranzukommen. „Das ist eine Herausforderung“, sagt Sozialarbeiter Robert Hall, Leiter der Berliner Kontakt- und Beratungsstelle (KuB, [www.kub-berlin.de](http://www.kub-berlin.de)), die sonst Hilfe in Notsituationen, klassisches Streetwork sowie eine Chat-Beratung anbietet. Kein Rhythmus, kein Zeitgefühl – so müsse man sich das Leben dieser Kids vorstellen. Die Proben seien Fixpunkte und begannen jeweils mit einem deftigen Essen. „Hausmannskost“ nennt Hall die Mahlzei-

ten, die von ehrenamtlichen Helfern in der WG-ähnlichen Küche des KuB zubereitet werden. Fisch, Kartoffeln, Mischgemüse. Oder auch: Pfannkuchen mit Quark und Apfelmus.

„Boah, hab ich Hunger“, sagt Cara und bittet mehrfach darum, die Probe zu unterbrechen. Wäre sie pünktlich gekommen, wäre sie jetzt satt. „Du weißt doch, wie das hier läuft“, sagt

Margarethe Riefenthaler, halb streng, halb mitfühlend. Robert Hall, der das Theaterprojekt initiiert hat, sagt: „Alle, die zu uns kommen, haben Hunger, ausnahmslos.“ Vor zehn Jahren wurde er noch ausgelacht, wenn er die herumlungernenden Jugendlichen fragte, ob es Bedarf an Essen gäbe. Auf's Fast-Food-Restaurant gegenüber hätten sie gezeigt, „was willst du, Alter?“ Wenn er



**Kopf und Herz des Projekts: Sozialarbeiter Robert Hall hatte vor 17 Jahren die Idee, Margarethe Riefenthaler schreibt die Stücke und und führt Regie**



**Spielen alle eine Hauptrolle und haben wieder mehr Hoffnung für sich: Toly, Cara und Flo. Flo, mit 13 der Jüngste, lebt jetzt in einer Krisenwohnung**

jetzt mit dem Versorgungsbus unterwegs ist, reißen sie ihm und seinen sieben Mitarbeitern, die Brote fast aus der Hand. „Zahnbürsten, Pflaster, Kondome, das kommt alles erst an zweiter Stelle.“ 50 000 Euro seien allein 2014 für Käsebröte ausgegeben worden. „Für Käsebröte!“ sagt Hall, der es selbst nicht richtig zu glauben scheint, wie die Szene sich entwickelt halt. „Schnorren bringt heute so gut wie gar nichts mehr.“

### Wer spielt, bleibt vielleicht auch über Nacht

Das soziale Klima in Deutschland sei kälter geworden. „Wir sind froh um jeden, den wir zwischen Alexanderplatz und Bahnhof Zoo für das Theater gewinnen können, sei es übers Essen, sei es über die paar Euro Gage, die am Ende winken“, sagt Hall. Froh über jeden, der nach dem Proben vielleicht bleibe, Angebote wie anwaltliche Beratung oder auch eine ärztliche Untersuchung in Anspruch nehme und viel-

leicht im Sleep In übernachte, statt wieder in den Untergrund zu gehen. 16 Betten auf Zweier- oder Dreierzimmer verteilt gibt es in der Baracke. Duschen, Waschmaschinen. Hundekörbe, Rattenkäfige, das auch. Die hostelähnlichen Räume sind sauber, fast gemütlich. „Sprayen, Kritzeln, Randalieren, so was gibt es hier nicht“, sagt der 58-Jährige fast stolz und wertet es als Zeichen von Respekt, von Dankbarkeit, die in Worten so natürlich nie geäußert werde. „Aber man spürt, wie froh die Jugendlichen sind, dass es uns gibt. Dass es Leute gibt, die ihre Hand halten und einen Eimer hinstellen, Tee und Brei kochen, wenn es nötig ist.“ Und notfalls im Krankenhaus anrufen.

Zur Auslastung des Sleep Ins lasse sich nur schwer was sagen. „In der Arbeit mit Straßenjugendlichen verlässlich planen, das geht praktisch nicht“, sagt Hall. Überhaupt, die Straße – schon der Begriff sei dehnbar. „Es gibt Jugendliche, die übernachten bei so genannten Kumpels, jede Nacht wo-

anders. Es gibt Mädchen, die nächtigen bei zwielichtigen Typen, die dafür in der Regel eine Gegenleistung wollen. Und es gibt die Parkbank beziehungsweise das Lager unter der Brücke.“ Aus dem ganzen Bundesgebiet kämen die Jugendlichen nach Berlin, um in einem Milieu Fuß zu fassen, das so groß und so elend sei wie sonst nirgendwo in Deutschland. Vor allem auch: so jung, wie der Sozialarbeiter betont: „Zwölfjährige, die mir gegenüber sitzen, völlig fertig, völlig planlos, so was gab es vor ein paar Jahren noch nicht.“

Mit neun ins Heim gekommen ist zum Beispiel Flo, 13, Baseballkappe, Jogginghose, protzige Kette und praktisch nie ohne Kippe im Mund. „Meine Oma war krank geworden, deswegen.“ Und die Mutter? „Hat sich nicht mehr gemeldet.“ Und der Vater? „Weiß gar nicht, dass es mich gibt.“

„He, gleich muss ich kotzen“, sagt der Halbwüchsige, als ein etwas fülligeres Mädchen in Hotpants und hautengem Oberteil den Raum betritt, in ▶





dem gekocht, gegessen und dann geprobt wird. „Ich lauf rum, wie ich will!“ schallt es zurück. „Hör mal, wir sind hier im Theater, nicht auf dem Straßenstrich.“

„Sieht doch originell aus“, schaltet Margarethe Riefenthaler sich ein. Das ist eine ihrer Stärken: die Jugendlichen zu nehmen, wie sie sind. „Mit ihrem ausnahmslos kaum vorhandenen Selbstwertgefühl, den vielen Komplexen“, die multifaktoriell bedingt seien. Scheidung der Eltern, Arbeitslosigkeit, Alkoholismus. Bei fast allen käme eine Menge zusammen. „Den Kindern zu sagen: ‚Lass das doch mal zumindest für einen Moment alles hinter dir‘, darum geht es hier“, so Riefenthaler, die ihre Stücke einen Mix aus Drama und Komödie nennt und beobachtet, dass die Kids „nichts Therapeutisches, sondern wirklich spielen“ wollen. „Das Eintauchen in andere Welten, das ist die Chance. Und weil viele zunächst Angst haben, sich nichts zutrauen, halte ich den Ball flach. Sage: ‚Es reicht, wenn ihr eine Statistenrolle übernehmt, ihr braucht nicht zu sprechen‘.“

Auch Flo hat sie so überzeugt mitzumachen. Jetzt steht er, der sich schlecht konzentrieren kann und sich in der Schule kaum was merken konnte, da und spricht Satz für Satz. Noch etwas monoton zwar, „aber das wird“, ist Riefenthaler überzeugt.

Etwas anderes ist schon geworden: Flo, der im Görlitzer Park in einer Röhrenrutsche genächtigt haben will,

konnte in eine so genannte „Krisenwohnung“ vermittelt werden. Und jetzt sehe er wieder Land, könne sich das wieder vorstellen: Schule, eines Tages vielleicht auch: einen Beruf.

Als soziale Ausnahme bezeichnet Margarethe Riefenthaler Kinder wie Flo, denn „eigentlich haben wir in diesem Land ja die Schulpflicht.“ Die Jugendlichen würden anonym in der Baracke übernachten, sagt Robert Hall. „Wir bewegen uns in einer Grauzone“, so der Sozialarbeiter. „Der Rechtsstaat legt es so aus, dass die Jungs und Mädchen hier beraten werden. Aber wenn sie während der Beratung einschlafen“, ergänzt er augenzwinkernd, „dann ist es halt so.“

### Jedes Stück ist bis zum Schluss eine Wackelpartie

Und wenn, wie beim letztjährigen Theaterprojekt am Ende alle Mitwirkenden ein Dach überm Kopf haben und wie Flo in Krisenwohnungen oder im Betreuten Wohnen untergebracht und damit im Blick professioneller Kräfte sind, dann weiß das Team wieder einmal: diese Arbeit lohnt sich. Wer mehr hören will, dem erzählt Robert Hall zum Beispiel die Geschichten eines Gymnasiallehrers, einer Altenpflegerin oder einer zweifachen Mutter – alles ehemalige Theaterjünglinge.

17 Jahre läuft das Projekt nun schon, gibt es jährlich neue Stücke, und noch nie hat Robert Hall aufgegeben. Obwohl man immer wieder bei Null

anfange. Von der zähen Suche nach Sponsoren erzählt er, von der Schwierigkeit, einen Auftrittsort zu finden, weil Veranstalter im letzten Moment abspringen, aus Angst vor Drogen und Fixerbesteck auf den Toiletten.

Und auch die Jugendlichen selbst machen das Projekt zur Wackelpartie. Bis zum Schluss ist es ein Kommen und Gehen, weiß niemand, ob die Auf-führung wirklich zustande kommt. Ein Büchlein, in dem sämtliche Handy-nummern der Mitwirkenden vermerkt sind, hat Margarethe Riefenthaler, aber: „Papier ist geduldig...“ Hauptdarsteller, die nicht zur Generalprobe kamen, Regiebücher, die kurzfristig umgeschrieben werden mussten, neue Rollen, noch am Abend vor der Premiere einstudiert – gab es alles schon. Aber am Ende gab es immer auch das: jede Menge Applaus.

Wenn man Cara sieht, wie sie jetzt den Brief mit der Nachricht des Kreuzfahrt-Gewinns öffnet, wenn man sie trippeln, kreischen, lachen sieht, glaubt man das sofort. „Wir werden wieder ausverkauft sein“, sagt Margarethe Riefenthaler. Und dann wird gefeiert, nach der Premiere. Aber auch: getröstet. Der Vater, der nicht wie angekündigt im Publikum sitzt, die Mutter, die kurzfristig absagt, aus Scham, das Kind in diesem Kontext zu sehen – so was gibt es jedes Mal. „Es ist ein Wechselbad der Gefühle, durch das alle hier gehen“, so die Regisseurin. Aber am Ende sei da das gute Gefühl, etwas geschafft zu haben. Verlässlich gewesen zu sein, zumindest drei Mal pro Woche. Und etwas zurückbekommen zu haben: ein gewachsenes Selbstwertgefühl, Geborgenheit. „Eine zweite Familie“, sagt die 17-jährige „Toly“, die in „Whisky und Brot“ eine Hauptrolle spielt. Mit Familie meint sie das KuB. Auf einer Parkbank übernachten – das will sie nie wieder. ■

**Noch fehlen die Kulissen: die Flasche Schanps wird dann im Sand verbuddelt sein**

FOTOS: THOMAS KOY

